



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands**

**Eichendorff, Joseph von**

**Paderborn, 1857**

Uhland. Kerner.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-11534**

Rouliſſen und verlöſchenden Lampen in ſeiner alten Rüſtung rumoren zu ſehen, als wäre eben noch Alles ringsumher, wie in ſeiner fröhlichen Jugend. — Friede und Achtung ſeinem Andenken, wie Allen, die es redlich gemeint!

### Uhland. Kerner.

In Uhland culminirt die romantische Lyrik. Nicht nur daß er die zerstreuten Klänge, die Tieck einſt zum Theil noch wirr und formlos angeſchlagen, erſt zum wirklichen Liede gemacht; ſondern ſeine Lyrik ſteht auch ſchon ſcharf auf der Wetterscheide zwiſchen der romantischen und der neuſten Zeit, gleich wie ja Uhland ſelbſt ſeinem Alter nach (geb. 1787) beiden Geſchlechtern angehört.

Allerdings wurzeln ſeine ſchönen Lieder, durch die er berühmt geworden, noch in dem alten Boden. Es iſt noch Luſt, Licht und das ganze poetiſche Glaubensbekenntniß der Romantik, wenn er in ſeinem „Märchen“ von dem wunderbaren Fräulein erzählt, die, von der ſchnurrenden Spindel der Stubenpoeſie verwundet, mitten unter ihren Paladinen in Zauberschlummer verſunken:

„So ſchließ ſie in der Halle,  
Die Fürſtin, reich geſchmückt.  
Bald hatte die Andern alle  
Der gleiche Schlaf berückt.  
Die Sänger ſchon in Träumen,  
Rührten die Saiten bang,  
Biſ in des Schloſſes Räumen  
Der letzte Laut verklang.“

Da hat nach vierhundert Jahren des Königs Sohn, mit  
seinen Jägern in's Waldgebirg reitend, die seltsamen grauen  
Thürme und Zinnen des Schlosses wieder entdeckt. Ver-  
gebens warnt ihn ein alter Spindelmann:

„Romantische Menschenfresser  
Hausen auf jenem Schloß;  
Die mit barbarischem Messer  
Abschlachten Klein und Groß.“

Er haut mit dem Degen sich Bahn zum Schlosse, der Hof  
war wieder Wald geworden, die Vögel sangen in den  
Bäumen; so schreitet er über die kreuzweis vorgehaltenen  
Hellebarden zweier schlafenden Riesen zum großen Saal:

„Da lehnten in hohen Nischen  
Geschmückter Frauen viel,  
Gewappnete Ritter dazwischen  
Mit goldnem Saitenspiel,  
Hochmächtige Gestalten,  
Geschloss'nen Auges, stumm;  
Grabbildern gleich zu halten  
Aus grauem Alterthum.“

Und inmitten des stillen Kreises ruht die schöne Jungfrau,  
Goldstoffe über sie gebreitet und Rosen ohne Zahl. Er weckt  
sie mit einem Kusse, die ihn, noch halb im Schlummer mit  
dem Arm umwunden.

„Sie streifte die goldenen Locken  
Aus ihrem Angesicht,  
Sie hob so süß erschrocken,  
Ihr blaues Augenlicht.  
Und in den Nischen allen  
Erwachen Ritter und Frau,  
Die alten Lieder hallen  
Im weiten Fürstenbau.“

Ein Morgen, roth und golden,  
 Hat uns den Mai gebracht;  
 Da trat mit seiner Holden  
 Der Prinz aus Waldesnacht.  
 Es schreiten die alten Meister  
 In hehrem, stolzen Gang,  
 Wie riesenhafte Geister  
 Mit fremdem Wundersang.

Die Thäler, schlummertrunken,  
 Weckt der Gesänge Lust;  
 Wer einen Jugendsfunken  
 Noch hegt in seiner Brust,  
 Der jubelt, tief gerühret:  
 Dank dieser goldnen Früh,  
 Die uns zurückgeführt  
 Dich, deutsche Poesie!"

Und ein solcher Jubel ist Uhland's eigne Poesie, die fast alle Elemente der Romantik wie zum Abschiedsgruße noch einmal austönt; ja, was die Andern nur mystisch anzudeuten gewußt: das Geheimnißvolle der Natur, diese wunderbaren Stimmen einer unsichtbaren Welt, sind bei ihm oft überraschend zu lebendigem Wort und Bild geworden. So die tiefe Sabbathstille der Felder in „Schäfers Sonntagslied“:

„Das ist der Tag des Herrn!  
 Ich bin allein auf weiter Flur,  
 Noch Eine Morgenglocke nur!  
 Nun Stille nah und fern!

Anbetend knie' ich hier.  
 O süßes Grau'n! geheimes Weh'n!  
 Als knieten Viele ungesehn  
 Und beteten mit mir.

Der Himmel, nah und fern,  
 Er ist so klar und feierlich,  
 So ganz als wollt' er öffnen sich.  
 Das ist der Tag des Herrn!"

Oder der heimliche Geisterblick der Heimathsgegend in den Worten:

„Wie willst du dich mir offenbaren,  
Wie ungewohnt, geliebtes Thal?  
Nur in den frühesten Jugendjahren  
Erschienst du so mir manchesmal.  
Die Sonne schon hinabgegangen,  
Doch aus den Bächen klarer Schein!  
Kein Lüftchen spielt mir um die Wangen,  
Doch sanftes Rauschen in dem Hain!“ —

Auch das Heimweh der Romantik geht noch durch diese Lieder; bald als sehnsüchtiger Muth:

„Wohl blühet jedem Jahre  
Sein Frühling mild und licht,  
Auch jener große, klare —  
Getrost er fehlt dir nicht;  
Er ist dir noch beschieden  
Am Ziele deiner Bahn,  
Du ahnest ihn hienieden  
Und droben bricht er an!“

bald als Todesengel durch die blühende Landschaft vorüber-schwebend:

„Droben stehet die Kapelle,  
Schauet still in's Thal hinab,  
Drunten singt bei Wies' und Quelle  
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,  
Schauerlich der Leichenchor;  
Stille sind die frohen Lieder,  
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zum Grabe,  
Die sich freuten in dem Thal;  
Hirtenknabe! Hirtenknabe!  
Dir auch singt man dort einmal.“ —

Alles Menschlichschöne endlich: Liebe, Freundschaft, Tapferkeit, Treue, begrüßt uns hier in dem milden Lichte einer höheren Auffassung, die auch das Alltägliche wunderbar macht, und die wir nur als eine religiöse bezeichnen können, indem sie alle irdische Erscheinung ihrem göttlichen Ursprung zuwendet. Es ist mit Einem Wort eine durchaus deutsche, d. h. gläubige Poesie, die es noch ehrlich ernst mit sich und ihrem Gegenstande meint, und daher unmittelbar trifft wie das Volkslied; in dieser Wahrhaftigkeit des Gefühls nur mit Arnim's Dichtungen vergleichbar, vollendeter in der Liedesform als diese, aber beschränkter in dem Umfange ihrer Produktionskraft.

Es ist natürlich, eine so tiefe Innerlichkeit konnte sich in den wichtigsten Lebensfragen nicht leichtfertig oder hofärtig mit einem oberflächlichen Rationalismus begnügen. Ueberall vielmehr sehen wir Uhland von einer freudigen Zuversicht persönlicher Fortdauer nach dem Tode, über Lust und Leid emporgehoben, wie im „Gruß der Seelen“, „Auf einem Grabsteine“ und anderen Liedern; und es ist kein naturphilosophisches Experiment, noch etwa ein bloßer guter Mann und Weltweiser, sondern der historische Gottmensch Christus, den er anredet:

„Du, den wir suchen auf so finstern Wegen,  
Mit forschenden Gedanken nicht erfassen,  
Du hast dein heilig Dunkel einst verlassen  
Und tratest sichtbar deinem Volk entgegen.

Welch süßes Heil, dein Bild sich einzuprägen,  
Die Worte deines Mundes aufzufassen!  
O selig, die an deinem Mahle saßen!  
O selig, der an deiner Brust gelegen!“

Allein das, was wir als das Unterscheidende der Romantik anerkennen mußten, ihre katholische Heimat, hat Uhland

gleichwohl bereits verlassen. Nicht etwa — wie sich bei ihm von selbst versteht — daß wir hier den kleinen Krieg schon fänden, unedeln Spott oder Haß gegen die Kirche, denn er steht ja noch auf gemeinschaftlichem christlichen Boden mit ihr; und eben so wenig jene widerliche ästhetische Vornehmheit, die um des romantischen Schlendrians willen sich großmüthig lächelnd herabläßt, den Katholicismus hie und da noch als willkommenen künstlerischen Apparat zu benutzen. Freundlich vielmehr begrüßen wir in Uhland einen durchaus wohlgesinnten Protestantismus, der die Ueberzeugungen der Kirche ehrt, wo er sie auch nicht theilt — aber es ist eben darum auch nicht mehr der alte, feurig-romantische Glaube, der vor kurzem noch rationalistische Berge versezt, es ist nur noch ein poetisches Verständniß der katholischen Schönheit. Indem also Uhland, als reicher Erbe auf den Gipfeln der Romantik angelangt, diese in der Hauptsache hinter sich abschließt, greift er von der andern Seite zugleich schon in die neue Zeit hinaus mit seinen politischen Liedern. Auch auf diesem neuen Pegasus finden wir ihn vollkommen sattelfest, und es ist dieselbe tüchtige Gesinnung, die uns den Dichter ehrenwerth und seine Poesie zum Volksgut gemacht hat, wenn er sagt:

„An unsrer Väter Thaten  
Mit Liebe sich erbaun,  
Fortpflanzen ihre Saaten,  
Dem alten Grund vertraun;  
Um unsre Schmach sich kränken,  
Sich unsrer Ehre freun;  
In solchem Angedenken  
Des Landes Heil erneun;  
Sein eignes Ich vergessen  
In Aller Lust und Schmerz:

Das nennt man, wohlerrnessen,  
Für unser Volk ein Herz.“

Solchen Ton hatten indeß schon vor Uhland andere Romantiker, vielleicht noch voller, angeschlagen. Um daher das Neue zu erkennen, das Uhland, wie wir vorhin sagten, mit seinen vaterländischen Gedichten angebahnt, müssen wir uns zuvörderst über Sinn und Bedeutung dieser Dichtungsart näher zu verständigen suchen. — Was ist denn eigentlich politische Poesie? Gewiß nicht versifizierte Kammerverhandlungen über Presse, Verfassungsfragen oder ordinaire Franzosenfresserei. Wer freilich möchte läugnen, daß auch solchen Bestrebungen poetische Sympathieen zum Grunde liegen; aber eben so gewiß gehören alle jene Dinge in ihrer abstracten Erscheinung einer geistigen Combination an, für welche die Poesie, als Kunst, weder den Beruf, noch die Mittel, und mithin auch keinen natürlichen Ausdruck hat. Die äußeren Staatsformen, sie mögen als Recht oder Mißbrauch, als Verfassung oder als öffentliche Meinung sich kundgeben, sind immer nur die Resultate der inneren Geschichte, des normalen oder verkehrten Bildungsprocesses eines Volks. Historisch gegebene Größen, aus denen der ordnende Weltverstand, den wir Regierungskunst nennen, seine Gleichungen zu machen hat, um die unbekannte Größe des Ewigen zu finden. Die Aufgabe der Poesie dagegen ist nicht, das was der Wogenschlag der Zeit als Begriffe abgelagert, prüfend zurechtzulegen, nicht das Erkämpfte, sondern den Kampf, das Werden, mit einem Wort: das Dramatische jenes Bildungsprocesses selbst lebendig darzustellen. Eine vorwitzige Mengerei dieser wesentlich verschiedenen Aufgaben und Elemente, vor der schon Lessing so ernst gewarnt, kann daher im vorliegenden Falle nur die Politik phantastisch machen, oder die Poesie zu einer didakti-

schen Rhetorik aufblasen. Von beiderlei Mißgeburten hat unsere neueste Literatur zahlreiche Exemplare aufzuweisen; ja, viele der jetzigen Dramen sind, fast wie unsere gesellschaftlichen Räthselspiele, schlechtthin bloße Allegorieen radicaler Stichworte; im Grunde also nur eine andere Art von Tffländerei, die uns, statt der damaligen platten Wirklichkeit der häuslichen Familiendebatte, jetzt die nicht minder redselige Wirklichkeit der Kammerdebatte aufdringen will.

Die Staatskunst ist wie die Astronomie; wie diese den Wandel der Gestirne, so sucht jene das ewige Gesetz der Bewegungen und Wechselbeziehungen der ethischen Kräfte der Menschheit zu entdecken, um das natürliche Planetensystem der Gesellschaft herzustellen. Aber die unsichtbare, bewegende Urkraft, von der dieses Gesetz eben nur der Ausdruck ist, zu ergründen und zum waltenden Bewußtsein zu bringen, werden beide jederzeit der Philosophie und Poesie überlassen müssen. Will daher die Poesie auf dem Boden des Volkslebens bildend wirken — und welche echte Poesie hätte das nicht gewollt? — so muß sie nicht über das fait accompli der Bildung, über die auf der Oberfläche treibenden Thatsachen ganz ungerufen mitschwagen wollen, sondern in die geheimnißvolle Werkstätte selbst, wo die Thatsachen geboren und die draußen auszuprägenden Metalle erzeugt werden, sich versenken, die Erinnerungen, Kräfte und Tugenden weckend, aus denen heraus der gesunde Staat sich aufbaut oder verjüngt. Das kann sie aber nur, indem sie das religiöse Volksgefühl belebt, in welchem alle jene Tugenden wurzeln.

So hat es Friedrich Schlegel, im Jahre 1809 und früher, mit seinen patriotischen Liedern gehalten, und in diesem Sinne sind auch Uhland's harmlos unpolitische Lieder allerdings politischer, als seine sogenannten vaterländischen.

Das Neue und Abweichende der letzteren aber von Schlegel und den andern Romantikern liegt eben darin, daß Uhland grade hier jenes Element religiöser Erhebung fallen läßt und aus der Werkstatt der Zeiten mitten in ihre wilde Bewegung hinaustritt. Er sagt es selbst:

„Ich bitt' euch, theure Sänger,  
Die ihr so geistlich singt,  
Führt diesen Ton nicht länger,  
So fromm er euch gelingt!  
Will einer merken lassen,  
Daß er mit Gott es hält,  
So muß er feck erfassen  
Die arge böse Welt.“

Ganz ritterlich. Aber wie soll nun der Dichter, als solcher, den Kampf mit der argen Welt bestehen, wenn er seine stärkste Waffe, die geistliche, vorweg von sich wirft? Indem er auf diese Weise seinem bisherigen unsichtbaren Banner entsagt, wird er sich nothwendig unter eine fremde, weltliche Fahne stellen müssen. Und das thut denn auch Uhland in der That, wenn es weiterhin heißt:

„Andre Zeiten, andre Musen!  
Und in dieser ernsten Zeit  
Schüttert nichts mir so den Busen,  
Weckt mich so zum Liederstreit:  
Als wenn du, mit Schwert und Wage,  
Themis, thronst in deiner Kraft,  
Und die Völker rufst zur Klage,  
Könige zur Rechenschaft!“

Die Poesie wird also vom ethischen Boden auf den Rechtsboden gestellt. Es ist das Recht, das alte gute Recht und immer wieder nur das Recht, das nicht erst innerlich erungen, sondern als ein angefallenes Erbstück, gerichtlich in

Anspruch genommen werden soll; ein Handel, der natürlich, wie jeder Rechtsstreit, zuletzt auf einen geschriebenen und besiegelten Contract hinausläuft:

„Das Recht ist ein gemeines Gut,  
Es liegt in jedem Erdensohne,  
Es quillt in uns wie Herzensblut;  
Und wenn sich Männer frei erheben  
Und traulich schlagen Hand in Hand,  
Dann tritt das innre Recht in's Leben  
Und der Vertrag giebt ihm Bestand.

Vertrag! es ging auch hier zu Lande  
Von ihm der Rechte Sagung aus,  
Es knüpfen seine heiligen Bande  
Den Volksstamm an das Fürstenhaus,  
Ob Einer im Palast geboren,  
In Fürstenwiege sei gewiegt,  
Als Herrscher wird ihm erst geschworen,  
Wenn der Vertrag besiegelt liegt.“

Uns will es freilich scheinen, als ginge nicht das Recht von dem Vertrage, sondern der Vertrag von dem Rechte aus, als gebe dieses jenem, und nicht der papierne Vertrag dem Rechte Bestand, und als käme endlich, bei wechselseitiger rechter Treue, überhaupt nicht viel auf solche Besiegelung an. Allein auch dieses Recht selbst bleibt poetischerweise hier ein sehr unbestimmtes, der Vertrag ein erst zu redigirender, wenn wir nicht etwa mit einem württembergischen Provinzialrecht vorliebnehmen wollen. Die Epigonen aber haben sich's bald anders gedeutet, in das ungewisse Recht einen willkürlichen Inhalt hineingefaselt und zu dem Vertrage ihre Punctuation nach eignem Gelüsten aufgesetzt. Und so ist Uhland wider Willen und Wissen — wie in der protestantischen Abzweigung von der Romantik, so in dem trozigen Rechtsgesühl — Führer

geworden einer Dichterschaar, die man ungenau als die schwäbische bezeichnet; denn sie geht in immer wachsendem Ungestüm rasch über Schwaben fort mit Anastasius Grün und Lenau durch Oesterreich nach Ungarn hinein, bis sie endlich allerwärts in einem Bacchantenzuge von Freischärlern austobt, die mit Uhland und der Romantik gar nichts mehr gemein haben.

Eben deshalb gehören sie aber auch nicht mehr in den Kreis unserer Betrachtung, und eben so wenig die in dieser Reihe Uhland Zunächststehenden, da wir keine Literaturgeschichte der Romantik schreiben, sondern nur ihre Hauptrichtungen nachweisen wollen, über die Hervorragendsten aus jener Reihe aber, wie z. B. über Gustav Schwab's herzliche, lebenswarme Poesie und Gesinnungstüchtigkeit, nur ungefähr das von Uhland Gesagte hier wiederholen könnten. Ueber Justinus Kerner dagegen sei es uns erlaubt, noch wenige Worte hinzuzufügen, weil er einige Klänge der Romantik für sich allein, oder doch vorzugsweise und eigenthümlich ausgebildet hat.

Gleich wie nämlich von Uhland die Geschlechtsfolge der politischen Dichter ausgeht, so kann Kerner als der Ahnherr des späteren Welt Schmerzes und jener Zerrissenheit betrachtet werden, die zuletzt die Romantik selbst zerrissen hat. Die Romantik, von Natur und selbst in ihren ascetischen Richtungen durch ihr Gottvertrauen heiter und lebensfrisch, läßt die Wehmuth, die Sehnsucht und den Schmerz nur wie Wolkenschatten über die sonnige Landschaft fliegen. Eben diese Schatten aber hat Kerner aufgegriffen und gleich Trauerflöten an allen blühenden Wipfeln ausgehängt. Es ist die Nachtseite der Romantik, wo seine Dichtung weilt, jener melancholische Tiefinn, der ihn auch anderwärts zum Somnambulismus und

zur Geisterschau geführt. So sehen wir ihn überall aus dem Weltleben in die Stille der Natur sich flüchten:

„O könnt' ich einmal los  
Von all dem Menschentreiben,  
Natur in deinem Schooß  
Ein herzlich Kind verbleiben!

O nimm dein reuig Kind  
In deine Mutterarme,  
Daß dir's am Busen lind  
Zu neuer Lieb erwarme!

Bis ich wie Blum' und Quell  
Dir darf im Herzen bleiben,  
Mutter! o führ mich schnell  
Hin, wo kein Menschentreiben!“

Ja, in diesem schmerzlichen Zwiespalt zwischen dem Jenseits und dem Irdischen ist ihm das Leben wie eine Krankheit, von der er nur im Tode genesen kann:

„O armer Sohn der Arznei!  
Bist selbst erkrankt im Herzen,  
Kennst der Heilkräuter mancherlei,  
Such' eins für eigne Schmerzen!  
Welt, daß ich's finde, laß mich los!  
Mich heilt nur meines Grabes Moos.“

Allein es ist eben nur erst der Grundton, den Kerner angeschlagen; er selbst steht den nachstürzenden Welterschmerzern und Zerrissenen noch völlig fremd und fern, weil bei ihm das, was jenen gänzlich fehlt, das religiöse Gefühl der Romantik noch pulst. Und zwar kein unbestimmtes, ästhetisch-katholisirendes Gefühl, sondern ein positiv-christlicher Sinn, wie er in: „Die Kranke und die Stimme“, im „Saul“ und vielen andern seiner Lieder sich kundgiebt, und dem es redlich

Ernst ist mit der sittlichen, inneren Bewältigung und Nachfolge Christi, wenn er sagt:

„Ruf' auf, ruf' auf den Geist, der tief  
Als wie in eines Kerkers Nacht,  
Schon längst in deinem Innern schlief,  
Auf daß er dir zum Heil erwacht!

Aus hartem Kieselsteine ist  
Zu locken ird'schen Feuers Glut,  
O Mensch! wenn noch so hart du bist,  
In dir ein Funke Gottes ruht.

Doch wie aus hartem Steine nur  
Durch harten Schlag der Funke bricht,  
Erfordert's Kampf mit der Natur,  
Bis aus ihr bricht das Gotteslicht.

Schlag' an, schlag' an, wenn's weh auch thut  
Dem Fleische, drin der Funke ist,  
Noch weher thut der Hölle Glut,  
Mensch! wenn du nicht zu wecken bist.“

Nun ist es aber eben so natürlich, als durch Shakspeare's melancholische Personen jedermann hinreichend bekannt, daß in solchen Gemüthern die Betrachtung der Welt, weil diese ihnen aus ihrer einsamen Höhe nur in der Vogelperspective erscheint, gar leicht in ein feckes Lachen über die Nichtigkeit alles Irdischen umschlägt. Und in ein solches herzliches Lachen bricht denn auch Kerner in seinen „Reise-schatten“ aus, wo die Wichtigthuerei des kleinen Menschentreibens an dem Ernst der Natur und einer höheren Weltanschauung sich ergötzlich abarbeitet. Eben dieses religiöse Gefühl des Contrastes aber zwischen dem Diesseits und Jen-seits ist die Wurzel alles gesunden Humors, und die Klust, die Kerner von den Zerrissenen scheidet. Denn da den letzteren das Jen-seits abhanden gekommen, und nun das irdische

Leben für sich allein gelten soll und doch nicht kann, so ist es ihnen ergangen wie dem Don Quixote, als er ein Marionettenspiel, weil er die leitende Hand und die unsichtbaren Stimmen nicht bemerkt, für die volle Wahrheit nahm und die armen Puppen kindisch zerstörte.

#### Kleist.

So haben wir bereits aus der Mitte der Romantik vorzüglich drei bedenkliche Richtungen sich allmählich entwickeln gesehen: mit Tieck eine heimlich zersetzende Ironie; in Werner's frühesten und berühmtesten Schriften die geistigen Oscillationen Novalis' zu einem wunderlichen System des Pantheismus ausgebildet, und mit Uhland endlich eine offene Rückkehr zum Protestantismus. Der Protestantismus aber, wie irgendwo geistreich bemerkt worden, hat keine gesunde Wahrheit zum Fundament, sondern nur den Willen, sie zu suchen und zu finden, und mithin immer zu verneinen, daß irgendwo jene Wahrheit bereits gefunden sei. Es konnte daher nicht fehlen, die ursprüngliche Freudigkeit der Romantik löste sich fortan immer mehr wieder in die alte, spürende Unruhe auf, aus dieser Unruhe entstand der Zweifel und die Ungenüge, und aus der Ungenüge jene Zerrissenheit, die zuletzt als Karikatur, ganz wider ihre Absicht, komisch wurde. Und so sehen wir sogleich in einem der besten unter ihnen, in Heinrich v. Kleist, ein großes Talent sich zwischen Hochmuth und Verzweiflung an den unglücklichen Geschicken seines Vaterlandes krankhaft zu Tode arbeiten, weil er den Glaubensmuth